

IDENTITÄTSSTRATEGIEN VON JUNGEN »RUSSEN« IN BERLIN. EIN VERGLEICH ZWISCHEN RUSSISCHEN DEUTSCHEN UND RUSSISCHEN JUDEN

ASTRID BAERWOLF

Die Migrationsregime

Zu einer Zeit, als in der deutschen Migrationspolitik noch der Satz galt »Deutschland ist kein Einwanderungsland«, gab es zwei Zuwanderungsgruppen, denen die Bundesrepublik Deutschland aus politisch-historischer Verpflichtung¹ einen privilegierten Status im Vergleich zur sonst üblichen restriktiven Aufnahmepraxis gewährte. Seit Beginn der 1990er Jahre bis heute übersiedelten ca. 1,75 Millionen russische Aussiedler und ca. 170.000 russische Juden nach Deutschland (vgl. Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge 2003). Dabei handelt es sich um Einwanderer, die im Rahmen spezieller Zuwanderungsregelungen² aufgenommen werden und deren Migra-

- 1 Die Aufnahme der Aussiedler und Kontingentflüchtlinge hat weder mit volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten zu tun, wie beispielsweise die Anwerbung von Gastarbeitern, noch mit abstrakten moralischen oder ausschließlich humanitären Beweggründen, wie bei der Aufnahme von Asylbewerbern. Für die Aufnahme von Aussiedlern schuf die Bundesrepublik Deutschland gesetzliche Rahmenbedingungen, die nicht im Grundgesetz vorgesehen waren: Zum einen wurde in humanitärer Hinsicht von verstärkten staatlichen Repressionen und einem Assimilationsdruck, dem die Aussiedler in ihren Herkunftsgebieten ausgesetzt waren, ausgegangen; zum anderen dienten Aussiedler der bundesdeutschen Nachkriegspolitik als politisches Druckmittel im Rahmen der Systemkonfrontation (vgl. Ingenhorst 1997). Den symbolischen Rahmen für die Zuwanderung der russischen Juden bilden die Argumentation um die besondere Verantwortung Deutschlands angesichts der NS-Geschichte sowie die damit zusammenhängende Erwartung, mit den Einwanderern die kleinen und überalterten jüdischen Gemeinden wiederbeleben zu können (vgl. Becker 2001a).
- 2 Beide Einwanderungsgruppen, die russischen Juden und die Aussiedler, sind gegenüber anderen Einwanderungsgruppen privilegiert, was ihren Rechtsstatus und die damit verbundenen Ansprüche auf Sozialleistungen angeht. Aussiedler erhalten nach wenigen Wochen einen deutschen Pass und das Wahlrecht. Jüdische Kontingentflüchtlinge reisen mit dem Status eines

tionsprozesse – so meine Ausgangsthese – ganz wesentlich von den ethnisch definierten Einwanderungsvorgaben der deutschen Aufnahmegesellschaft vorstrukturiert und gelenkt werden.

Die Voraussetzung für die Migration nach Deutschland ist für beide Gruppen die ethnische Zugehörigkeit – die jüdische für die russischen Juden, die deutsche für die Spätaussiedler –, die sich damit an der Nationalität der Einwanderer in der Sowjetunion orientiert. Migrationstheoretisch spricht man in diesem Zusammenhang von zwei Migrationsregimen mit unterschiedlichen Einwanderungstoren. Das eine Einwanderungstor ist die Deutschstämmigkeit, das andere – für die zahlenmäßig wesentlich kleinere Gruppe – die jüdische Nationalität. Das bedeutet, dass beiden Gruppen von Anfang an ein Bekenntnis ethnischer Zugehörigkeit abverlangt wird und sie je nach ethnischer Zuschreibung dem entsprechenden Einwanderungstor und dem damit verbundenen Rechtsstatus zugeordnet werden. Die Migrationsregime geben den post-sowjetischen Migranten also einen jeweils unterschiedlichen Status vor, der beiden Gruppen die Einreise erlaubt und sie mit je unterschiedlichen sozialen Leistungen versorgt; der ihnen eine Gruppenzugehörigkeit zuweist, sie mit bestimmten Erwartungshaltungen in der Aufnahmegesellschaft konfrontiert und ihnen damit auch Identifikationsmöglichkeiten anbietet – kurz, einen Status, der die Lebenssituation der Zuwanderer erheblich strukturiert.

Fragestellung und Feldzugang

Die ethnisch definierten Einwanderungswege nach Deutschland, die die Lage der Migranten schon bestimmen, bevor sie ihr Land verlassen, lenken ihre Schritte also ganz wesentlich. In vergleichender Perspektive geht es im Folgenden darum, wie sich die deutsche Migrationspolitik mit ihren Identität konstruierenden Vorgaben für beide post-sowjetischen Migrantengruppen jeweils auswirkt; mein Augenmerk gilt dabei besonders den jungen Migranten.³ Die völlige Trennung beider

Flüchtlings nach der Genfer Flüchtlingskonvention in Deutschland ein. Sie werden nicht sofort deutsche Staatsbürger, aber mit ihrem besonderen ausländerrechtlichen Status können sie nach sieben Jahren einen deutschen Pass beantragen.

- 3 Zumindest innerhalb der zahlenmäßig stärkeren Gruppe der Spätaussiedler sind die 16- bis 26-Jährigen im Vergleich zur bundesdeutschen Be-

Gruppen in Bezug auf Einwanderungstor und Sozialleistungen sowie die Abgrenzung voneinander in der gegenseitigen Wahrnehmung stehen im Gegensatz dazu, dass ihnen bis vor kurzem die sowjetische Staatsangehörigkeit gemeinsam war, dass sie die gleiche Sprache sprechen (das häufig zitierte verbindende Element aller Nationalitäten in der Sowjetunion) und dass sie in der öffentlichen Wahrnehmung in Deutschland als Russen bzw. russische Einwanderer zusammengedacht werden. Doch mit der ethnischen Zuschreibung, die sowohl der sowjetischen Nationalitätenpolitik als auch der Politik der deutschen Aufnahmegesellschaft zugrunde liegt, wird unweigerlich an die ›eigentliche‹ Herkunft erinnert. Dazu müssen sich die jungen Einwanderer verhalten. Neben dem generationsspezifischen Gegensatz zwischen den jungen Migranten und ihren Familien wird hier deshalb vorrangig untersucht, ob und wie sich die statusbedingte ethnische Segregation auf Lebensentwürfe, Lebensstile und Gruppenbildungsprozesse der Jugendlichen auswirkt. Wie also werden insbesondere die Schritte der jugendlichen Migranten unter den russischen Deutschen und russischen Juden durch den Einreisestatus gelenkt, und welche Identitätsstrategien ergeben sich für sie aus den normierenden Vorgaben der Migration? Von zentraler Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Frage, ob das Selbstverständnis bzw. die Identität – man könnte es auch das Zugehörigkeitsgefühl nennen – tatsächlich über ›Kultur‹ oder ›Ethnizität‹ definiert wird oder ob andere Identifikationen wichtiger sind. Es wird davon ausgegangen, dass die Migration einen Bruch in der Biografie der Beteiligten (gleich welchen Alters und welcher Herkunft) darstellt und von den Migranten eine Neuformulierung ihres Selbstverständnisses fordert. Dabei wird Migration als ein Prozess gedeutet, der nicht mit der Ankunft in Deutschland beendet ist (vgl. Becker 2001a), sondern in dessen Verlauf die Jugendlichen ihre Identitätsstrategien auch und vor allem am Ankunftsort verhandeln müssen.

Meine Forschung im Feld ›Junge Russen in Berlin‹ begann mit teilnehmender Beobachtung in Berliner Jugendclubs, die hauptsächlich von russischsprachigen Jugendlichen besucht und auch von ›Russen‹ betrieben werden.⁴ In den Clubs war zu beobachten, in welche

völkerungsstruktur mit einem Anteil von bis zu 30 Prozent deutlich überrepräsentiert (vgl. Bundesverwaltungsamt 2000).

- 4 Russische Jugendclubs und Diskotheken: *Schalasch* (Mitte), *Voltastraße* (Wedding), *C4* (Charlottenburg), *Kalinka* (Marzahn), *Tusowka* (Kreuzberg), *Russendisko* (Mitte), *Dom Kulturui* (DKB, Mitte).

Gruppenzusammenhänge sich die Jugendlichen begeben, wie und mit wem sie ihre Freizeit verbringen, welche Sprache sie vorwiegend sprechen und wie sie diese Anlaufstellen nutzen, die verbunden mit ihrer Herkunft und ihrem Einreisestatus Gemeinsamkeiten und Gruppenzugehörigkeit suggerieren. Dabei zeigte sich insbesondere, wie sich in den kulturellen Angeboten der jeweiligen Zuwanderergruppe die von deutscher Seite vorgegebenen Identitätsangebote nach den getrennten Kategorien des ›Deutschseins‹ bzw. des ›Jüdischseins‹ reproduzieren. Das heißt, es gibt kaum Orte in Berlin, an denen man russische Juden und russische Deutsche zusammen antrifft. Über das Dabeisein in teilnehmender Beobachtung in den Jugendclubs und durch zahlreiche Gespräche mit den Jugendlichen beider Einreisegruppen bekam ich ein Gefühl für die Atmosphäre des jungen russischen Berlin.

Vor allem aber stützen sich meine Ergebnisse auf leitfadenorientierte Interviews mit sechs Jugendlichen aus diesem Kontext. Dabei ging es um deren individuellen Migrationsverläufe und um die Stationen ihres Migrationsprozesses: die Ausreiseentscheidung, erste Erfahrungen in der Aufnahmegesellschaft, ihre gegenwärtige Lebenssituation, ihre Zukunftsvorstellungen sowie ihr soziales Umfeld. Es handelt sich um zwei junge russische Deutsche, um drei junge russische Juden und um eine junge russisch-deutsche Jüdin. Es wurde der Frage nachgegangen, wie die sechs Interviewpartner ihr identifikatorisches Selbstverständnis im Migrationsverlauf und Ankommensprozess sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene verhandeln. Statt ausführlicher Porträts der einzelnen Personen sollen in diesem Rahmen die folgende Tabelle als Überblick sowie die anschließende etwas ›geraffte‹ Darstellung der Ergebnisse meiner Studie⁵ genügen.

- 5 Mein Beitrag basiert auf den Ergebnissen der Feldforschungen und Interviews, die ich im Rahmen meiner Magisterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin (2002) und des vorausgegangenen Studienprojektes *Durch Europa. In Berlin. Studien zu europäischen Communities in Berlin* (vgl. Baerwolf 2000) durchgeführt habe.

Tabelle 1: Die Protagonisten der Interviews (Stand 2002)

Name	Status	Jahr der Einreise	Alter	Beschäftigung	Wohnort in Berlin
Dimitri	russischer Jude	1991	23	studiert Sozialwissenschaften	Prenzlauer Berg
Katia	russische Jüdin	1994	23	studiert Pharmazie	Charlottenburg
Aleksej	russischer Jude	1996	23	studiert Wirtschaftsinformatik	Tempelhof
Nadine	Spätaussiedlerin	1993	24	Bürokraft	Hohenschönhausen
Michael	Spätaussiedler	1996	23	studiert Informatik	Charlottenburg
Lida	russisch-deutsche Jüdin	1996	23	auf der Suche	Wedding

Angesichts der deutschen Migrationspolitik, die den jungen post-sowjetischen Migranten einen offiziellen Rahmen für die Suche nach eigenen Identitätsformen setzt, geht es nun um deren jeweiligen Umgang mit der Vermittlung von vorgegebenem Status und eigener Identität. Was bedeutet es für sie, als Spätaussiedler oder als russische Juden in Deutschland zu leben? Dabei soll der Frage nach Ethnizitätsbezügen zwar nachgegangen werden, aber ohne den jugendlichen Migranten a priori eine bestimmte kulturelle oder ethnische Identität zu unterstellen.

An ihren Aufenthaltsstatus und die ihnen zugewiesene Gruppenzugehörigkeit sind Erwartungen geknüpft, die mit den Erfahrungshintergründen der Migranten oftmals kollidieren oder sie zumindest vor schwierige, z.T. widersprüchliche Identitätsanforderungen stellen. Statt von vermeintlich klar unterscheidbaren Gruppenidentitäten zwischen Aussiedlern einerseits und russischen Juden andererseits auszugehen oder den ethnischen Kategorisierungen der Migrationspolitik zu folgen, sind diese deshalb selbst Gegenstand der Untersuchung. Die Identitätsstrategien der Jugendlichen werden sowohl aus ihren sozialen Erfahrungen in der Einwanderungsgesellschaft sowie aus bestimmten Anerkennungsdefiziten heraus abgeleitet und erklärt als auch ins

Verhältnis zu Herkunft, Familiengeschichte und Ausreisemotivation gesetzt. Hier soll zum einen deutlich gemacht werden, wie die jugendlichen Migranten der migrationspolitischen Anforderung, sich als Deutsche oder als Juden zu integrieren, individuelle Identitätswürfe entgegenzusetzen. Zum anderen soll die Wirkungsweise der von der deutschen Aufnahmepolitik vorgegebenen Ethnisierungsdiskurse im Hinblick auf die symbolische Konstruktion von Gruppenidentitäten aufgezeigt werden.

Aufnahmestatus, Ethnizität und Identifikation

Die sowjetische Nationalitätenpolitik steuerte und fixierte mit dem ›fünften Punkt‹ im Pass, unter dem die jeweilige Nationalität festgehalten wurde, das ethnische Zugehörigkeitsprinzip administrativ. Der fünfte Paragraph in allen bürokratischen Unterlagen und persönlichen Dokumenten betonte, trotz starker Assimilierungstendenzen und Russifizierungsmaßnahmen, den ›eigentlichen Ursprung‹, weil durch den Pässeintrag auf die ethnische Herkunft verwiesen wurde. Die nationale Zugehörigkeit wurde jedoch der supraethnischen Identität des ›Sowjetvolkes und Sowjetmenschen‹ untergeordnet, was den selbstbewussten Umgang mit der eigenen Nationalität erschwerte (vgl. Darieva 2001). Sowjetische Jugendliche konnten mit 16 Jahren bei binationaler Ehe ihrer Eltern die ›unproblematischere‹ der beiden Nationalitäten für ihren Pässeintrag wählen. Seit den 1970er Jahren spielten die ethnische Herkunft und damit verbundene Benachteiligungen im sowjetischen Alltag eine zunehmend untergeordnete Rolle. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die befragten Jugendlichen häufig auf die gemeinsame sowjetische Herkunft Bezug nehmen und dem jüdischen oder deutschen Anteil ihrer Herkunft generell wenig Bedeutung beimessen. Allerdings ist die eingetragene Nationalität für die bundesdeutsche Aufnahmepolitik der wichtigste Nachweis für die Berechtigung zur Einreise – entweder als deutscher Volkszugehöriger oder als jüdischer Kontingentflüchtling. Im Migrationsprozess werden somit ethnische Zuordnungen aktualisiert, um den Einwanderungstoren zu entsprechen. Beide Zuwanderergruppen bedienen sich dieser ethnischen Zugehörigkeit als kollektiver Emigrationsstrategie.

Spätestens zu dem Zeitpunkt also, da sie den russischen Deutschen und russischen Juden die Migration nach Deutschland ermöglicht, gewinnt die ethnische Herkunft wieder an Bedeutung. Im Rah-

men meiner Forschung stellte sich nun die Frage, ob Ethnizität im Alltag der Migranten über die Funktion eines ›Tickets nach Deutschland‹ hinaus Bedeutung hat. Die zentrale Frage war, ob sich auch die jugendlichen Zuwanderer in diesem Sinne ethnisch redefinieren, bzw. worauf sich ihre Suchbewegungen und Identitätsstrategien sonst beziehen. Sie können sich eines Identitätspools bedienen, der ihnen sowjetische bzw. russische, deutsche, jüdische und russisch-deutsche Bezugspunkte anbietet. Im analytischen Vergleich der Migrationsprozesse der Jugendlichen auf der Ebene von Alltagspraxen, Identitätsstrategien und Lebensprojektionen zeigte sich, wie die jungen Einwanderer über die Ausreiseentscheidung, den Verlauf der Migration, die Integrationschancen und ihre Identität reflektieren. Die Migrationserfahrung zwang auch sie, die lediglich der Ausreiseentscheidung ihrer Eltern Folge leisteten, zur Auseinandersetzung mit ihrer Identität, die bis dahin nicht hinterfragt werden musste. Damit ist in diesem Zusammenhang nicht eine klar umrissene, feste Eigendefinition gemeint, sondern Identität im Sinne von selbstverständlicher persönlicher Kontinuität im Einklang mit dem bisherigen Umfeld. Diese Vertrautheit verlieren die Migranten im Zuge der Übersiedlung. Ethnische Identitäten sind, wie auch andere Identitätstypen, kein statischer Zustand, sondern unterliegen einem ständigen Prozess des Entstehens und der Veränderung (vgl. Howard 1995). In der biografischen Umbruchsituation einer Migration gilt dies umso mehr.

Kollektiver Status und individuelle Identifikation

Für die russisch-jüdischen Migranten Dimitri, Katia und Aleksej ergab sich kaum eine ›jüdische Identität‹ aus kultureller oder religiöser Prägung in der Sowjetunion. Alle drei mussten sich erst im ›jüdisch‹ definierten Migrationsprozess in Deutschland mit dieser ihnen unterstellten Identität auseinander setzen. Keiner der drei sieht sich aber infolgedessen als Jude. Dimitris Suchbewegungen konzentrierten sich von Anfang an auf eine möglichst nahtlose Integration als Deutscher. Er distanzierte sich von allem Russischen und Jüdischen, und suchte fast ausschließlich deutschen Umgang. Katia und Aleksej kamen nach den staatlich zugewiesenen ›Schnupperkursen‹ in jüdisch definierten Institutionen (wie die jüdische Schule und die Jüdische Gemeinde) auf die nüchterne Selbstbeschreibung als russische Einwanderer mit jüdischen Eltern zurück.

Die Spätaussiedler Nadine und Michael definieren sich wesentlich stärker im Sinne ihres Status als die jungen russischen Juden. Zum einen war ihnen schon im sowjetischen Alltag die deutsche Herkunft ihrer Eltern oder Großeltern vertraut. Die Ausreiseentscheidung ihrer Eltern, die allen befragten Jugendlichen aus pragmatischen Gründen verständlich war und entgegenkam, ist ihnen daher noch einleuchtender, weil die Argumente um die Rückkehr der Familie in das Land der »eigentlichen« Herkunft, der deutschen Sprache und Traditionen für sie nicht neu waren. Zum anderen werden die Spätaussiedler im Rahmen der migrationspolitisch vorgesehenen sozialen Leistungen stärker abge sondert. Während die russischen Juden in Wohnheimen, bei Sprachkursen und bei weiteren Ausbildungswegen auch auf Einheimische und andere Migranten treffen, wirken sich die sozialen Maßnahmen zur Integration der Spätaussiedler, als der wesentlich größeren Einwanderungsgruppe, segregativer aus: Der migrationspolitische Umgang mit dieser Gruppe zementiert in stärkerem Maße die Bezüge zur eigenen sowohl sozialen als auch ethnischen Gruppe. In der Folge bleiben die jungen Spätaussiedler weitgehend unter sich und identifizieren sich auch im Laufe der Zeit selten als einheimische Deutsche. Durch den permanenten und fast ausschließlichen Kontakt mit ihresgleichen bleibt die Identifikation mit ihrem Einreisestatus quasi statisch bestehen.

Lida nimmt als russisch-deutsche Jüdin oder jüdische Spätaussiedlerin eine hybride Position innerhalb des Kontextes ein und verdeutlicht damit in besonderer Weise, wie die deutsche Aufnahmepolitik dazu zwingt, sich für einen Einwanderungsstatus zu entscheiden. Die Statuszuweisung beharrt auf der Trennung zwischen entweder »deutscher« oder »jüdischer« Identität. Eine Doppelidentifikation ist zumindest im gesetzlich geregelten Klassifizierungssystem nicht vorgesehen. Die deutsche Aufnahmegesellschaft gibt damit auch kulturelle Kategorien und soziale Diskurse vor, die zur Wahl zwischen beiden Identifikationsmöglichkeiten auffordern (vgl. Becker 1996). Die daraus resultierende Widersprüchlichkeit führt Lida vor, indem sie beide Identitäten individuell für sich auslegt. Mit dem Status »deutsch« als durch den Vater begründete ethnische Abstammung reiste die Familie ein, obwohl sie auch über die »jüdische« Zugehörigkeit der Mutter nach Deutschland hätte kommen können. Dennoch identifiziert sich Lida sowohl in ethnischer als auch religiöser Hinsicht ausschließlich als Jüdin, während ihr Status als Spätaussiedlerin für sie lediglich formale Bedeutung hat.

Die interviewten Jugendlichen reisten mit ihren Familien als russische Juden oder als Deutsche ein. Diese Einwanderungstore bieten den Migranten Identifikationsmöglichkeiten an, von denen jedoch die wenigsten von ihnen längerfristig Gebrauch machen: Zwar werden die ersten Schritte damit vorgegeben, aber bestimmend bleibt für eine lange Zeit die gemeinsame russische Herkunft. Insgesamt folgen die Jugendlichen in ihren individuellen Identifikationsstrategien kaum den von der deutschen Aufnahmepolitik vorgegebenen Ethnisierungsdiskursen ›deutsch‹ oder ›jüdisch‹. Zwar bedienen sich alle interviewten Jugendlichen des Identitätspools mit russischen, deutschen, jüdischen oder russisch-deutschen Bezugspunkten; für ihre jeweilige Wahl ist der vorgegebene Einreisestatus aber kaum entscheidend. Der Unterschied zwischen den Einwanderungstoren und dem von mir so genannten Identitätspool besteht darin, dass die Statuszuweisung durch die Einwanderungstore auf der Trennung zwischen entweder ›deutscher‹ oder ›jüdischer‹ Identität besteht, wie Lidas Familie zeigt, und identifikatorische ›Mischformen‹ oder Abweichungen von der gesetzlichen Klassifizierung nicht vorgesehen sind.

Der als sowjetischer Jude eingereiste Dimitri nimmt fast ausschließlich deutsch definierte Integrationschancen wahr. Katia und Aleksej identifizieren sich in Abgrenzung zu den deutschen Einheimischen als Fremde russischer Herkunft. Nadine und Michael verbleiben zwar im Korsett ihres deutsch-russischen Einreisestatus, kommen aber nicht der politisch intendierten Assimilation als Deutsche nach, weil für sie die mit ihrem Umfeld gemeinsame russische oder russisch-deutsche Herkunft maßgeblich bleibt. Lida ignoriert bewusst sowohl ihre russische Herkunft als auch ihren Einreisestatus und identifiziert sich ihrem persönlichen Wunsch entsprechend als Jüdin.⁶

Dass das Konzept der deutschen Migrationspolitik aufgehen würde, erschien von Anfang an eher unwahrscheinlich: Weder war damit zu rechnen, dass sich die russischen Juden, wie vorgesehen, problemlos in die jüdische Gemeinde integrieren und mit der Migration nach

6 Noch vor der Auseinandersetzung um den offiziellen Status der Einwanderer in Deutschland prägten natürlich auch Erfahrungen mit Familienangehörigen das ethnische Identitätskonzept der jungen Einwanderer. Lidas Vorliebe für ihre jüdische Großmutter, Katias enger Kontakt zu ihren russischen Großeltern sowie auch Michaels schwieriges Verhältnis zu seinem russischen Vater lenkten bei diesen drei Jugendlichen schon vor der Ausreise die Hinwendung zu einer bestimmten ethnischen Identität.

Deutschland ihr ›sowjetisches Gepäck‹ über Bord werfen würden, noch erschien es plausibel, dass die russischen Deutschen sich allein durch ihr Hiersein als einheimische Deutsche assimilieren. Nicht einmal von den Kindern der einreiseberechtigten Migranten, von denen die hier Porträtierten auch schon zwischen 13 und 18 Jahre sowjetischer Sozialisation erlebt haben, war eine nahtlose Integration im Sinne ihres Status zu erwarten. Insofern liegt auch der Schluss nahe, dass der Einreisestatus für die Identitätsstrategien der Jugendlichen insgesamt eine untergeordnete Rolle spielt.

Allerdings verläuft der Migrations- und Integrationsprozess für die jungen Zuwanderer wesentlich unproblematischer als für ihre Eltern. Beide Generationen müssen erfahren, dass das mitgebrachte soziale und kulturelle Kapital in der neuen Gesellschaft kaum noch genutzt werden kann. Beide müssen zu einer neuen eigenen Identität finden. Die generelle Abwertung des kulturellen Kapitals von Migranten in Form von Titeln und beruflichen Abschlüssen trifft auch die jugendlichen Zuwanderer, allerdings sind ihre Verluste im Vergleich zu denen ihrer Eltern relativ undramatisch, denn nur Schulabschlüsse sind betroffen und müssen wiederholt werden. Zudem integrieren sie sich über Ausbildungsstationen, also sozialisierende Institutionen, schneller in die neue Gesellschaft oder arrangieren sich zumindest mit ihr. Dimitri, Michael und Lida beschreiben ihr in dieser Hinsicht angespanntes und entfremdetes Verhältnis zu ihren Eltern, das sich als ein durch die Migration ausgelöster Generationenkonflikt interpretieren lässt. Vor allem durch die schnellere sprachliche Integration gelangen die Jugendlichen gegenüber ihren Eltern teilweise in die Position der Hilfegebenden statt Hilfesuchenden. Der Generationenkonflikt steht damit quasi Kopf, sind es doch normalerweise die Älteren, die den Jüngeren aufgrund ihrer größeren Erfahrung ratgebend oder sogar wegweisend zur Seite stehen. Hier sind es aber die jugendlichen Migranten, die mehr Erfahrung im Umgang mit der neuen Lebenssituation in der Aufnahmegesellschaft haben. Sie sind sozusagen ›dichter dran‹. Außerdem entwickeln sie eigene und unabhängige Lebensperspektiven in der neuen Gesellschaft, die ihre Eltern für sie so nicht vorgesehen haben oder aber wegen des stärkeren Bezugs zu mitgebrachten und hier entwerteten Lebensvorstellungen nicht nachvollziehen können.

Darüber hinaus müssen sich die Jugendlichen nicht mit dem Sinn und dem Ergebnis der Entscheidung zur Migration auseinandersetzen, weil es nicht ihr eigener Entschluss war. Sie reisten nicht in eigener

Regie, sondern mit ihren Eltern und auf deren Geheiß hin. Die Frage, ob die Entscheidung zur Emigration richtig war, ob es wert war, ›ein halbes Leben‹ hinter sich zu lassen und ob sich ihre Hoffnungen und Wünsche in Deutschland ausreichend erfüllt haben, muss die Eltern- und Großelterngeneration mit sich allein aushandeln – diese Verantwortung liegt nicht bei den Jugendlichen.

Nach Becker (2001a) kann man den Migrationsprozess von Einwanderern mit dem Ende des Anerkennungskampfes als abgeschlossen betrachten. In ähnlicher Weise könnte man für die porträtierten Jugendlichen formulieren, dass ihr Migrationsprozess beendet ist, wenn sie ihren selbst gewählten Platz als russische Deutsche (Nadine und Michael) oder russische Migranten (Katia und Aleksej), als Deutsche (Dimitri) oder als Juden (Lida) in Deutschland gefunden haben – auch wenn diese freie Wahl nicht unbedingt im Sinne der deutschen Migrationspolitik liegt. Dies gelingt ihnen tendenziell unproblematischer und wesentlich schneller als ihren Eltern.

Perspektivisch lässt sich daher ableiten, dass längerfristig, also ein bis zwei Generationen nach den heutigen sowjetischen Migranten, die Integration der Einwanderer – im Sinne ihres Einreisestatus – gelingen wird. Man kann zumindest davon ausgehen, dass dies für die Kinder der russischen Deutschen zutreffen wird. Der Status beider Zuwanderergruppen ermöglicht ihnen sowohl ein Leben in Deutschland, als auch eine Rückkehr in die Nachfolgestaaten der Sowjetunion. In den Porträts ist auffällig, dass die deutschen Zuwanderer ihre Zukunft in Deutschland sehen, während Lida und die jüdischen Zuwanderer für ihr weiteres Leben auch andere Länder in Betracht ziehen. Allerdings wird in keinem Fall die Rückkehr nach Russland erwogen. In Bezug auf die Kinder der russischen Juden, die sich für ein Leben in Deutschland entscheiden, ist fraglich, ob sie sich als Juden in Deutschland verorten werden. Wahrscheinlicher ist, dass sich die kommenden Generationen beider Migrantengruppen zunehmend weniger als Russen, sondern im Laufe der Zeit quasi automatisch als Deutsche wahrnehmen werden – wenn auch als besondere Deutsche mit einer ›anderen‹ Familienvergangenheit und Herkunft, mit speziellen, z.B. sprachlichen Kompetenzen und Kontakten ins osteuropäische Ausland, welche sich künftig möglicherweise als Entwicklungschance und Statusvorteil auswirken.

Grenzziehungen

Obwohl die gemeinsame sowjetische Herkunft eine zentrale Bedeutung für das Selbstverständnis der jungen Migranten beider Zuwanderergruppen hat, grenzen sich die russischen Juden und die Spätaussiedler stark voneinander ab, *weil die anderen eben jüdisch oder deutsch sind*. Und obgleich beide Gruppen in ihren Identifikationsstrategien insgesamt kaum den von der deutschen Aufnahmepolitik vorgegebenen Ethnisierungsdiskursen ›deutsch‹ oder ›jüdisch‹ folgen, existieren sowohl diskursive als auch sozialräumliche Grenzen zwischen den Gruppen.

Einerseits gibt es strukturell ethnisch differenzierte Institutionen, wie zum Beispiel die Jüdische Gemeinde, die explizit dazu aufgefordert sind, sich um die Integration der jüdischen Migranten zu kümmern. Andererseits bildeten sich im Zuge des jahrelangen Migrationsprozesses beider Einwanderergruppen Institutionen, Organisationen und informelle Anlaufstellen heraus (etwa russische Jugendclubs, deutsche Landsmannschaften oder die jüdische Schule), die den Migranten segregative Identifikationsmöglichkeiten anbieten. Tatsächlich gibt es, zumindest unter den Jugendlichen, kaum sozialräumliche Überschneidungen zwischen russischen Juden und Spätaussiedlern. Einen ›russischen‹ Ort findet man kaum in Berlin, es gibt nur die Wahl zwischen jüdisch definierten Orten und solchen von und für Spätaussiedler. Ähnlich wie die russischen Jugendclubs richtet sich auch die bekannte *Russendisko* an alle Russen, aber so wie Erstere ein fast ausschließlich russisch-deutsches Publikum anziehen, wird Wladimir Kaminers *Russendisko* vorwiegend von russischen Juden und Deutschen aufgesucht. Das heißt, die vorhandene diskursive Trennung manifestiert sich auch sozialräumlich in den verschiedenen Clubs, die als ›russisch‹ gelten.

Der Diskurs gegenseitiger Zuschreibungen innerhalb der russischen Community wird beispielsweise auch im russischen Fernsehen in Deutschland⁷ geführt. So wurden in einer Talkshow junge russische Juden und Spätaussiedler aufgefordert, sich über Unterschiede zur jeweils anderen Gruppe zu äußern. Auch bei den hier vorgestellten

7 RTVD ist eine russische Sendereihe des *Spreekanal* und läuft jeweils montags, donnerstags und freitags von 22.00-22.30 Uhr. *Spreekanal*, ein privater Anbieter im Berliner Kabelfernsehen, wird auch von anderen fremdsprachigen Gruppen in Berlin genutzt.

Jugendlichen gibt es starke gegenseitige Grenzziehungen: zum einen die, die Nadine und Michael als Spätaussiedler oder Katia und Aleksej als russische Juden zwischen ›den Russlanddeutschen‹ und ›den russischen Juden‹ vornehmen, zum anderen beleuchtet Lida aus ihrer Zwischenposition heraus beide Seiten, indem sie mich sowohl über die Befindlichkeiten der russisch-deutschen Jugendlichen, als auch über die russischen »Passjuden« aufklärt.

Dieser Trennungsdiskurs unter den Migranten verläuft, im scheinbaren Widerspruch zu den oben gezogenen Schlussfolgerungen, entlang der ethnischen Linien, die in der Sowjetunion den ›fünften Punkt‹ bestimmten und die Einreise nach Deutschland ermöglichten. Nach Oswald und Voronkov (1997) bedingen die ethnisch definierten Migrationswege die stärkere Ethnisierung von Identitäten. Ethnizität stellt in dieser Betrachtung eine Identität neben anderen dar, die je nach Kontext mit mehr oder weniger starker Bedeutung aufgeladen wird. Damit wird Ethnizität als Teilidentität für bestimmte Zwecke und Situationen strategisch genutzt. Die jungen Migranten sind mit ihrer Umwelt über bestimmte Bezugsgruppen wie Familie, Freunde oder Kollegen verbunden. In dieser Konstellation entwickeln sich gruppenspezifische Perspektiven, deren mögliche Ausdrucksform auch die Identifizierung der eigenen Gruppe über die ethnisierende Abgrenzung zur Umwelt im Allgemeinen oder zu bestimmten anderen Gruppen im Besonderen sein kann. Auch Howard (1995) und Becker (2001b) gehen davon aus, dass für jegliche Identitätskonzepte die Relation zu und insbesondere der Vergleich mit anderen von zentraler Bedeutung sind. Neben diesem Gegensatz zu einem gemeinsamen ›Anderen‹ – sei es die Konservierung ›sowjetischer‹ Eigenarten durch Abgrenzung bzw. Isolierung von der deutschen Gesellschaft oder der gegensätzliche Selbstentwurf der einen gegenüber der anderen Migrantengruppe – wirken innerhalb der Gruppe emotionale Bindungen an die gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Werte und Symbole, die Zugehörigkeit markieren (vgl. Howard 1995). Zusätzlich, so Beetz und Kapphan (1997), entstünden durch die vorhandenen Statusunterschiede »ethnisch begründete Barrieren« zwischen Aussiedlern und russischen Juden.

Obschon die ethnische Herkunft und der davon abgeleitete Einreisetatus für den individuellen Selbstentwurf der jungen Migranten von nachrangiger Bedeutung zu sein scheint, so spielen diese Faktoren doch eine entscheidende Rolle für das Gruppenzugehörigkeitsgefühl. Indem Ethnizität »als eine Berufung auf eine besondere kulturelle

Herkunft und ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer ethnischen Gruppe im Unterschied zu anderen« (Becker 2001b: 67) bewusst zur Grenzziehung zwischen den beiden Gruppen herangezogen wird, entsteht sowohl für die russischen Juden als auch für die russischen Deutschen ein kollektives Gefühl des *sense of belonging*. Mit Ethnizität als identitätsmarkierender Zuschreibung wird im dichotomisierenden Trennungsdiskurs zum einen zwischen der deutschen Mehrheitsgesellschaft und der eigenen ›Minderheitenkultur‹ und zum anderen zwischen den verschiedenen ›Minderheitenkulturen‹ unterschieden.

Identität im Mentalitätsdiskurs

Dem Begriff *Mentalität* kommt in den Abgrenzungsstrategien der jungen Migranten beider Gruppen als Modus der Eigenbeschreibung besondere Bedeutung zu. Er wird in den Interviews von den Respondenten immer im Zusammenhang mit der Darstellung des ›Eigenen‹, des ›Anderen‹ und des ›Fremden‹ gebraucht. So ziehen Katia, Nadine und Michael zunächst einmal eine deutliche Grenze zwischen der »fremden Mentalität« der einheimischen Deutschen und ihrer eigenen »russischen Mentalität«. Katia beharrt, in Differenz zu der ihr »fremden deutschen Mentalität«, auf ihrer »russischen Mentalität als Ausländerin«, die »in Russland geboren« ist und deren »Muttersprache Russisch« ist. Nadine kann sich aufgrund von »Mentalitätsunterschieden« »nur einen russischen«, aber »keinen deutschen oder türkischen Partner« vorstellen. Und Michael schreibt die Tatsache, dass es ihm bisher nicht gelang, freundschaftliche Beziehungen zu »Deutschen« zu etablieren, der »unterschiedlichen Mentalität« als Resultat einer »anderen Erziehung« und einer »anderen Lebenseinstellung in zwei verschiedenen Ländern« zu. Dieser mit Mentalitätsunterschieden begründete Zuschreibungsdiskurs wird von den Migranten beider Einwanderungsgruppen geführt. Betont wird so die mitgebrachte kulturelle Identität als »Russen« im Gegensatz zu der hier vorgefundenen der »Deutschen«.

Konkret empfindet Nadine Fremdheitsgefühle gegenüber Deutschen, weil deren »individualistische« Lebensweise, in der »Karriere- oder Geldgedanken« eine große Rolle spielten, ihr »anonym« und »isoliert« erscheint. Aus der Sowjetunion dagegen sei ihr ein enges Verhältnis unter Nachbarn und Arbeitskollegen vertraut, das auf gegenseitiger Hilfe und gemeinsam verbrachter Freizeit beruhte. Für Katia

zeigt sich die fremde Mentalität der Deutschen vor allem darin, dass diese »verschlossen, zurückgezogen und kalt« seien im Gegensatz zu den offeneren und schneller vertrauten Beziehungen, die sie von sich und ihren Freunden schildert und aus Russland kennt. Michael fühlt sich von der »Distanz und oberflächlichen Freundlichkeit«, die der deutschen Mentalität eigen sei, befremdet. Freunde, mit denen er auch Probleme besprechen kann, könne er unter Deutschen nicht finden. Kurz: In den ›Beschwerden‹ geht es übereinstimmend um ein Zuwenig an zwischenmenschlicher Nähe und Beziehung, wodurch sich die jungen russischen Zuwanderer in ihrem Kampf um Anerkennung auf Distanz gehalten fühlen.

Nun geht es an dieser Stelle nicht darum, ob die Deutschen wirklich ›so sind‹ oder ob es sich um Projektionen seitens der Zuwanderer handelt. Vielmehr stellt sich die Frage, welche Funktion diese stark polarisierenden Mentalitätszuschreibungen für die jungen Russen haben. Die starke Identifikation der *einen* Seite mit Gemeinschaftssinn und Solidarität, Bescheidenheit und Gleichheit in Abgrenzung zu der *anderen* Seite, der Ehrgeiz und Konkurrenzdenken, Arroganz und rücksichtsloser Individualismus unterstellt werden, erinnert an die Ost-West-Diskussionen, die in Deutschland seit mehr als zehn Jahren im Gang sind. Dem Tonfall der identitätsmarkierenden Zuschreibungen ist anzumerken, dass es die unterprivilegierte Seite ist, also die Ostdeutschen bzw. in diesem Fall die Zuwanderer, die hier spricht. Howard interpretiert: »Dieses Gefühl, den eigenen moralischen Wert gegen ständig zu spürende Geringschätzung verteidigen zu müssen, liegt der ostdeutschen Identität gegenwärtig zugrunde« (Howard 1995: 126). Auch für die russischen Zuwanderer ließe sich behaupten, dass ihnen zum einen strukturelle Ungleichheiten in Bezug auf Lebensstandard, gesellschaftliche Integration sowie Chancen auf dem deutschen Arbeitsmarkt und zum anderen die fehlende Anerkennung durch die Einheimischen ein Gefühl der Fremdheit und generellen Benachteiligung geben. Auch sie kompensieren das Gefühl der Unterlegenheit mit einem sowohl moralischen als auch nostalgischen Appell an zwischenmenschliche Werte. Familiäre Bindungen und freundschaftliche Beziehungen in der Sowjetunion werden ebenso wie die Beziehungen unter Russen in Deutschland als enger, verlässlicher und befriedigender, also als höherwertig eingestuft, als unter den Deutschen.

Herbert J. Gans fand in seiner Ethnografie »The Urban Villagers« (1962) die Begriffe »Personen-Orientierung« und »Objekt-Orientierung« für die Unterscheidung von Wertigkeiten innerhalb der so-

zialen Klassenhierarchien. Die Unterschiede zwischen den armen italienischen Einwanderern und den wohlhabenden, länger ansässigen Amerikanern in Boston interpretiert er nicht als ethnische, sondern als soziale Unterschiede zwischen *working class* und *middle class* bzw. *upper middle class*. Seine Klassenhypothese, so Gans, liefere die bessere Erklärung für existierende Differenzen, die sich, so die zweite Hypothese, in verschiedenen Prioritäten und Erwartungen an das Leben ausdrückten. Der Begriff der Personen-Orientierung, der der unterprivilegierten Seite (also der *working class* bzw. den italienischen Einwanderern) zugeordnet wird, bezieht sich auf die Konzentration der Angehörigen dieser Gruppe auf Werte wie Familie, Freunde, gemeinschaftliches, soziales Leben, und auf die Bedeutung, die persönlichen Gruppenbeziehungen grundsätzlich verliehen wird. Der Begriff der Objekt-Orientierung umschreibt, dass Angehörige der *middle class* (also die einheimischen, wohlhabenden Amerikaner) ihren Fokus auf Werte wie Bildung und Karriere verbunden mit hoher Verantwortung, beruflicher Zufriedenheit und gutem Einkommen sowie auf gesellschaftliche Anerkennung und einen möglichst hohen Lebensstandard richten. Soziale und familiäre Beziehungen sind für Letztere natürlich auch wichtig, ebenso wie Arbeit und damit Einkommenssicherheit auch für Erstere von Bedeutung sind, allerdings spielen sie vergleichsweise eine jeweils deutlich untergeordnete Rolle.

»The Urban Villagers« befasst sich mit den konträren Lebensperspektiven,⁸ nimmt dabei aber den Blickwinkel der unterprivilegierten Klasse ein. In dieser Sichtweise ist die Objektorientierung der *middle class*, die Familien- und Freundschaftsbeziehungen dem individuellen Fortkommen unterordnet, für die *working class* nicht unbedingt ein erstrebenswerter Lebensstil, da diese ihn als einsam und auf der Ausbeutung anderer beruhend imaginiert. Gans führt auch an, dass diejenigen, die in der Klassenhierarchie aufsteigen wollten, die Verschiebung von Personen- auf Objektorientierung durchlaufen müssten, was allerdings mit dem Verlust ihrer gewohnten engen sozialen Bindungen einherginge. Ein sozialer Aufstieg ergibt sich aber nicht aus dem bloßen Willensakt, sondern hängt vorwiegend von der Verteilung sozialer Machtpositionen und gesellschaftlicher Anerkennung ab. Sind diese

8 Die Unterscheidungen, die Gans zwischen *lower* und *working class*, *middle* und *upper middle class* in Bezug auf tendenzielle Verschiebungen »nach oben« trifft, sollen hier zugunsten einer zugespitzteren Darstellung der Differenzen vernachlässigt werden.

sozusagen ›außer Reichweite‹, wird auf gewohntes Eigenes – Familie, Freunde, Nachbarn –, das unabhängig von ökonomischen und gesellschaftlichen Ressourcen zur Verfügung steht, zurückgegriffen.

Auch bei den jungen Russen, denen gesellschaftliche Anerkennung nicht in ausreichendem Maße zuteil wird und die einen erschwerenden Zugang zu den *object goals* in der deutschen Aufnahmegeellschaft befürchten,⁹ wird diese Berufung auf soziale und solidarische Beziehungen zum kompensatorischen Moment. Weil sie sich als unterprivilegiert wahrnehmen, schreiben sich die russischen Zuwanderer im vergleichenden Mentalitätsdiskurs mit den gesamtgesellschaftlich privilegierten, aber ›sozial ärmeren‹ Deutschen wenigstens die wertvolleren sozialen Bezüge zu.¹⁰

In gleicher Weise grenzen sich die jungen Einwanderer beider Gruppen auch mit einem auf Mentalitätsunterschiede verweisenden Trennungsdiskurs voneinander ab und erklären damit ihre Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe. So ist es für Katia wieder die »Mentalität«, die sie mit ihren russisch-jüdischen Freunden an der jüdischen Oberschule verbinde, im Gegensatz zur »einfachen Mentalität« der Aussiedler, die ihr »fremd« sei. Lida fühlt sich zwar keiner der beiden Gruppen zugehörig, rechtfertigt ihr Anderssein aber auch mit der »Dörfer- und Kleinstadtmentalität« der Spätaussiedler-Jugendlichen auf der einen und mit ihrem »Mentalitätsproblem« gegenüber den russischen Juden auf der anderen Seite. Sie bewegt sich somit jenseits der ethnischen und mentalitätsbedingten Grenzen zwischen beiden Gruppen; indem sie diese aber von außen bestätigt, nimmt auch Lida am Mentalitätsdiskurs teil.

- 9 Die im Vergleich zu den russischen Deutschen höhere Bildungsbefähigung der russischen Juden und das größere mitgebrachte kulturelle Kapital aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur *Intelligenzija* in der Sowjetunion (vgl. Becker 2001a; Schütze 1997) sollen an dieser Stelle außer Acht gelassen werden, da sich *beide* Zuwanderergruppen als benachteiligt wahrnehmen. Dies verdeutlicht besonders Aleksej.
- 10 Die russischen Zuwanderer sollen hier nicht mit der *working class* gleichgesetzt werden – in der Sozialhierarchie Deutschlands nehmen sie allerdings einen strukturell ähnlichen Platz ein wie die italienischen Einwanderer in den USA in Gans' Studie.

Kollektive Bilder und kollektive Identifikation

Zum Teil erklären die ›ethnisch begründeten Barrieren‹, die durch die verschiedenen Einwanderungstore forciert werden, den oben skizzierten starken Antagonismus. So zeigt sich Aleksej wohl informiert über den sofortigen Anspruch der Spätaussiedler auf die deutsche Staatsbürgerschaft. Gleichzeitig bezweifelt er deren Recht darauf mit der Begründung, dass die ›anderen‹ Russen »ebenso wenig Deutsche« seien, sondern vielmehr »Ausländer« wie er. Weil er sich als russischer Jude in Konkurrenz zu den Spätaussiedlern um den Platz des legitimeren Einwanderers sieht, kämpft er mit disqualifizierenden Bildern von den russischen Deutschen um die Akzeptanz der Einheimischen. Nadine und Michael haben das Privileg der sofortigen Staatsbürgerschaft zwar auf ihrer Seite, doch sie imaginieren wiederum einen besseren sozialen Status der russischen Juden im Hinblick auf (schon mitgebrachtes) kulturelles und ökonomisches Kapital, welches diese »in Deutschland in eigenen Praxen oder Geschäften, Markenklamotten, einen teuren Lebensstil und Starallüren« umsetzten. Obwohl die Spätaussiedler durch ihren Einwanderungsstatus privilegiert sind¹¹ – nicht umsonst wählte Lidas Familie den ›deutschen‹ und nicht den ›jüdischen Weg‹ nach Deutschland – werden ihre Abgrenzungsversuche gegenüber den russischen Juden vorwiegend durch sozialen Neid motiviert. Von beiden Seiten empfundene ökonomische und soziale Ungleichheiten präsentieren sich in den stereotypen Zuschreibungen im »ethnischen Gewand« (Oswald/Voronkov 1997) und werden als fundamental verschiedene Mentalitäten verstanden.

Die von der deutschen Migrationspolitik über die verschiedenen Einwanderungstore und Statusvorgaben konstruierte Trennung beider Migrantengruppen erzeugt aber nicht allein die Vorurteile gegen die jeweils anderen Russen. Offensichtlich werden im Migrationsprozess und Anerkennungskampf beider Gruppen gegenseitige Bilder – so beispielsweise auch antisemitische Stereotype auf Seiten der Aussiedler – reaktiviert, die im sowjetischen Ethnizitätsdiskurs schon vorhanden waren. So wie Nadine vom »sichtbaren« Äußeren und dem »erkennba-

- 11 Auch wenn Aussiedler seit 1989 von einer Reihe von Kürzungen in den Sozialleistungen betroffen waren, haben sie doch zwei markante Privilegien gegenüber den russischen Juden: den Anspruch auf die sofortige deutsche Staatsbürgerschaft und den Anspruch auf Rente (allerdings 30 % weniger als einheimische Beitragszahler).

ren« Lebensstil der Juden spricht, ist Aleksej vice versa von der »augenfälligen« Erscheinung und Art der Aussiedler überzeugt. Beide Gruppen bedienen sich bei ihren Abgrenzungsstrategien abwertender Stereotype.

Oswald und Voronkov (1997) postulieren als die elementaren Strukturbedingungen der sowjetischen Moderne zum einen die sowjetische Nationalitätenpolitik und zum anderen den Stadt-Land-Gegensatz. Der sowjetischen Nationalitätenpolitik lag das Prinzip der biologischen Abstammung zugrunde: Parallel zur politisch und territorial bestimmten sowjetischen Staatsbürgerschaft wurde jeder Sowjetbürger auch auf seine Nationalität, abgeleitet von der ethnischen Abstammung, festgelegt. Die jüdische und die deutsche Nationalität galten in der Sowjetunion als ethnische Minderheiten.

Der Minderheitenstatus drückte sich auch in der unterschiedlichen territorialen Ansiedlung der verschiedenen Nationalitäten aus. Die meisten Juden lebten im europäischen Teil der Sowjetunion, vor allem in Russland, in der Ukraine und in Weißrussland. 1989 lebten 98 Prozent in Städten, 25 Prozent davon – wie Katias und Aleksejs Familien – in Moskau, Leningrad und Kiew (vgl. Runge 1995). Von den über zwei Millionen Deutschen, die 1989 in der UdSSR registriert waren, lebte über die Hälfte in Kasachstan – wie Nadines und Michaels Familien – und in den mittelasiatischen Republiken Usbekistan, Tadschikistan und Kirgisistan; knapp die Hälfte – zu der Lidas Familie gehört – lebte im europäischen Teil der Sowjetunion, vor allem in Russland. Im Gegensatz zu den urbanen Juden lebten über die Hälfte der russischen Deutschen auf dem Land – Nadine, Michael und Lida gehören zu dem kleineren Teil, der in Städten wohnte (vgl. Ingenhorst 1997).

Dementsprechend wussten die hier vorgestellten Jugendlichen kaum von der Existenz der jeweils anderen Minderheit bzw. trafen in ihrem Wohn- und Lebensumfeld gar nicht aufeinander: In Moskau begegneten Katia und Aleksej ebenso wenig Deutschen wie Nadine und Michael in Kasachstan Juden. Dennoch zielen ihre Aussagen auf das Stadt-Land-Gefälle ab, das zwischen Juden und Deutschen in der Sowjetunion herrschte, etwa wenn der Moskowiter Aleksej sagt: »Was soll man mit so einem Menschen anfangen, der vom Land kommt?« Und auch Katia will wissen: »Viele kommen so aus den Dörfern und haben auch die Mentalität, die so total einfach ist.« Dieses Stadt-Land-Gefälle verstärkt sich in Deutschland offensichtlich wieder und wird als beiderseitiger Abgrenzungsmodus wirksam. So greift Michael die Zuschreibung als russischer Deutscher auf, wenn er sagt:

»Für russische Juden, die wollen selbst keinen Kontakt haben zu Aussiedlern oder Russen, weil die haben so ihre eigene Umgebung, wo sie nur sich selbst reinlassen. Meine Schwester auch, die wurde nicht anerkannt, weil sie quasi Aussiedlerin ist. Auch ich selbst – man akzeptiert dich nicht wie einen intelligenten Menschen, wenn du sagst, dass du aus Kasachstan kommst, aus Dshambul, dann sind gleich irgendwelche Vorurteile, dass aus Kasachstan irgendwelche minderwertigen Leute kommen, und mit ihnen muss man überhaupt nicht reden.«

Und er wehrt sich, auch mittels antisemitisch aufgeladener Klischees, gegen die herablassende Haltung der »jüdischen Großstädter« gegenüber den »ländlichen und rückständigen Aussiedlern«: »Die haben Selbstüberschätzung einfach.« Obwohl Dimitri per Status als Jude einreiste, bekam auch er die Wirksamkeit des sowjetischen Diskurses vom Stadt-Land-Gegensatz zu spüren, als er sich im Aufnahmeheim von den anderen, großstädtischen Juden als »Provinzler« nicht akzeptiert fühlte. Mit Schütze lässt sich dieser in Deutschland aufflammende Zuschreibungsdiskurs folgendermaßen erklären:

»Die häufige Nennung des Kulturunterschiedes ist auf dem Hintergrund eines kulturellen Deutungsmusters zu verstehen, gemäß dem die Bewohner der europäischen gegenüber der asiatischen Republiken und die Großstädter gegenüber den Landbewohnern in der Sowjetunion eine kulturelle Überlegenheit für sich in Anspruch nahmen« (Schütze 1997: 201).

Nach Oswald und Voronkov (1997) wird diese Kategorisierung zusätzlich durch eine soziale Distanz zwischen den Angehörigen der ehemaligen sowjetischen Intelligenzija¹² zu anderen sowjetischen Zuwanderern verstärkt. Diese Distanz wird vor allem von Katia durch ihre persönliche Unterteilung zwischen »gebildeten« und »ungebildeten« Menschen bestätigt. Das Reproduzieren der zwei kulturell definierten Kategorien ›Stadt = gebildet‹ und ›Land = ungebildet‹ markiert einen sozialen Bruch, der sich in Deutschland fortsetzt. Denn auch in den deutschen Medien existiert ein Diskurs, der bei aller Pauschalisierung der post-sowjetischen Einwanderer als ›Russen‹ den Stadt-Land-Gegensatz aus sowjetischen Zeiten aufgreift und den russischen Deut-

12 Zur ›Intelligenzija‹ zählten viele russische Juden, da der Besitz von kulturellem Kapital besonders für sie eine Möglichkeit zur Verbesserung ihres Status und ein Mittel zur Distinktion darstellte (vgl. Schütze 1997).

schen die Rolle des ›einfachen Menschen vom Land‹, den russischen Juden hingegen die Rolle des ›kulturell ambitionierten, intellektuellen Großstädtlers‹ zuschreibt. In diesem Diskurs wird primär die kulturelle Überlegenheit der russischen Juden gegenüber den russischen Deutschen behauptet. So schreibt beispielsweise die *WirtschaftsWoche* (03.01.2002: 106):

»Die Mehrheit der russisch-jüdischen Einwanderer ist überdurchschnittlich qualifiziert. [...] Die Integrationsaussichten der Kinder, die freudig die angebotenen Bildungschancen ergreifen und die Sprache lernen, sind sehr gut.«

Und im selben Artikel im Gegensatz dazu:

»Die Berufe der Aussiedler sind hier entweder nicht anerkannt oder unbrauchbar. [...] Die Jugendlichen, anfangs noch optimistisch, geben nach den ersten Schwierigkeiten schnell auf. [...] Und weil das Warten kein Ende nimmt, bleiben sie unter sich, sprechen nur russisch.«

In diesem Mediendiskurs erfahren die *migrationspolitisch* privilegierten Spätaussiedler die *symbolische* Privilegierung der sowjetischen Juden.¹³ Nadines und Michaels Stereotypisierungen der russischen Juden als »arrogant, reich, ehrgeizig und ausgrenzend« wirken in diesem Zusammenhang wie eine Strategie der Selbstaufwertung über Fremdabgrenzung, um im Vergleich mit den ›anderen Russen‹ nicht als jene ›schlechteren‹ Migranten abzuschneiden, als die sie sich in den Medien häufig dargestellt sehen.

Die sowjetische Nationalitätenpolitik und der sozial hierarchisierende Stadt-Land-Gegensatz fungierten nicht nur in der ehemaligen Sowjetunion als Differenzierungsmechanismen zwischen russischen Deutschen und Juden. Sie werden nun auch in Deutschland angesichts einer Situation, in der die Einwanderer beider Nationalitäten um Anerkennung konkurrieren, von diesen reaktiviert und stabilisiert. Die erlebte, vorwiegend aber diskursiv ›vererbte‹ Kategorisierung produziert einen ethnisch aufgeladenen Kulturbegriff. Der ethnischen Herkunft wird eine jeweils ›andere‹ Kultur unterstellt, die wiederum mit einer ›anderen‹ Mentalität gleichgesetzt wird. Der Mentalitätsbegriff der

13 Zum Vergleich des jeweiligen Aufnahmestatus, der Einreisebestimmungen und sozialen Leistungen beider Einwanderergruppen vgl. Harris (1999).

ethnischen Gemeinschaft manifestiert sich in der Dichotomie des ›Eigenen‹ und des ›Fremden‹, des ›Wir‹ und des ›Anderen‹, indem hier Gemeinsamkeiten und da Gegensätze postuliert werden und darüber Inklusion durch Exklusion ausgedrückt wird. In der identifikatorischen Selbstvergewisserung beider Gruppen wird Ethnizität *ergo* Kultur *ergo* Mentalität als Differenzierungsform eingesetzt; die Profilierung der eigenen ethnischen Gruppe wird letztlich mit Mentalität ›gefüllt‹ (vgl. Becker 2001b).

So markieren die Abgrenzungsstrategien der Zuwanderergruppen kulturelles Anderssein, das von den Jugendlichen zum Teil aus der Sowjetunion mitgebracht wurde oder mangels eigener Erfahrung vom Gruppendiskurs aufgenommen wird. In der gemeinsamen biografischen Umbruchsituation begründen sie die ethnischen Unterschiede mit mentalistischen Zuschreibungen als Abgrenzungsmodus zur identifikatorischen Selbstvergewisserung ihrer jeweiligen Migrantengruppe.

Fazit

In meiner Forschungsarbeit bin ich den individuellen und kollektiven Identitätsstrategien der jungen russischen Einwanderer im Migrationsprozess sowie ihrer Verortung und ihrem Befinden in der neuen Gesellschaft nachgegangen. Dabei zeigte sich, dass ›Identitäten‹ nicht ›für sich‹ existieren, sondern auf soziale Relationen und kulturelle Interpretationen verweisen und sich erst durch die Bezugnahme auf ein ›Anderes‹ konstituieren – sei es durch das Sich-Identifizieren mit etwas, also das Empfinden eines Gemeinschaftsgefühls oder die Abgrenzung gegenüber dem ›Anderen‹. »Zugleich meint Identität immer sowohl eine Ich- als auch eine Wir-Identität, zwei sich ineinander verschränkende Bedeutungsdimensionen von Selbstsein und Dazugehören« (Kaschuba 1999: 134). Es wurde deutlich, dass sich die vorgestellten Interviewpartner auf der Ebene der Ich-Identifikation in unterschiedlicher Weise, aber insgesamt kaum an den Statusvorgaben der deutschen Migrationspolitik orientieren. Dagegen holt der vorgegebene Status sie auf der Ebene der Wir-Identifikation sozusagen wieder ein. Indem sich beide Migrantengruppen nicht nur untereinander symbolisch abgrenzen, sondern auch gegenüber der sie umgebenden Gesellschaft, wirken sie mit an der Konstruktion von Gruppenidentitäten. Zugespitzt könnte man sagen, dass sie sich als jeweilige Einwanderer-

gruppe kollektiv kongruent zu ihrem Aufenthaltsstatus verhalten, damit aber gerade nicht den Identitätserwartungen der deutschen Migrationspolitik entsprechen. Dies bedingt natürlich – zumindest im Hinblick auf die junge Einwanderergeneration der 1990er Jahre – ein recht ernüchterndes migrationspolitisches Fazit: Offensichtlich werden gerade vor dem Hintergrund und in Abhängigkeit von der deutschen Einwanderungspolitik Vorurteile aktiviert und verstärkt; es wird also genau das bewirkt, was die Politik der Integration vermeiden wollte.

Literatur

- Baerwolf, Astrid (2000): »Zwischenstopp Berlin. Auf dem Weg zu einer neuen Identität«. In: Institut für Europäische Ethnologie (Hg.): *Durch Europa. In Berlin. Porträts und Erkundungen*, Begleitbuch zur Ausstellung im Märkischen Museum Berlin vom 24. August bis 26. November 2000, Berlin: Basisdruck-Verlag, S. 94-104.
- Becker, Franziska (1996): »Biographie und Anerkennung. Aufnahmeerfahrungen eines jüdischen Migranten«. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2, S. 27-47.
- Becker, Franziska (2001a): *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biografische Erfahrung im Migrationsprozess russischer Juden*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Becker, Franziska (2001b): »Ethnizität und Migration. Eine kritische Lektüre des Ethnizitätsbegriffs in der Migrationsforschung«. In: *Ab Imperio. Theory and History of Nationalities and Nationalism in the Post-Soviet-Realm* 3, S. 67-96.
- Beetz, Stephan/Kapppan, Andreas (1997): »Russischsprachige Zuwanderer in Berlin und Potsdam. Migrationsregime und ihr Einfluss auf die Wohnsituation von Zuwanderern«. In: Ingrid Oswald/Viktor Voronkov (Hg.), *Post-sowjetische Ethnizitäten. Ethnische Gemeinden in St. Petersburg und Berlin/Potsdam*, Berlin: Berliner Debatte Wissenschaftsverlag, S. 160-185.
- Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge (Hg.) (2003): *Migration und Asyl in Zahlen*, Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Referat 125.
- Bundesverwaltungsamt (Hg.) (2000): *Aussiedlerstatistik seit 1950*, Berlin.
- Darieva, Tsypylma (2001): »»Das fremde Eigene«. Zur Integration post-sowjetischer Zuwanderer in Berlin.« In: Werner Rammert et

- al. (Hg.), *Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen*, Leipzig: Universitätsverlag, S. 136-142.
- Gans, Herbert J. (1962): »The Subcultures of the Working Class, Lower Class, and Middle Class.« In: ders. (Hg.), *The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans*, New York: The Free Press, S. 229-263.
- Harris, Paul A. (1999): »Russische Juden und Aussiedler: Integrationspolitik und lokale Verantwortung«. In: Klaus J. Bade/Jochen Oltmer (Hg.), *Aussiedler: Deutsche Einwanderer aus Osteuropa*, IMIS-Schriften, Band 8, Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, S. 247-263.
- Howard, Marc A. (1995): »Die Ostdeutschen als ethnische Gruppe? Zum Verständnis der neuen Teilung des geeinten Deutschland«. In: *Berliner Debatte Initial* 4/5, S. 119-131.
- Ingenhorst, Heinz (1997): *Die Russlanddeutschen: Aussiedler zwischen Tradition und Moderne*, Frankfurt am Main: Campus.
- Kaschuba, Wolfgang (1999): »Konstruktionen: Identität und Ethnizität«. In: ders. (Hg.), *Einführung in die europäische Ethnologie*, München: Beck, S. 132-143.
- Oswald, Ingrid/Voronkov, Viktor (Hg.) (1997): *Post-sowjetische Ethnizitäten. Ethnische Gemeinden in St. Petersburg und Berlin/Potsdam*, Berlin: Berliner Debatte Wissenschaftsverlag.
- Runge, Irene (1995): »Ich bin kein Russe«. *Jüdische Zuwanderung zwischen 1989 und 1994*, Berlin: Dietz.
- Schütze, Yvonne (1997): »»Warum Deutschland und nicht Israel?« Begründungen russischer Juden für die Migration nach Deutschland«. In: *Biographieforschung und Oral History* 10(2), S. 186-208.